

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 21 (1965)
Heft: 5

Artikel: Wie sollen wir deutsch reden? (Fortsetzung folgt)
Autor: Hüppi, Hans-Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

versität Freiburg habilitierte Walter Henzen der bestausgewiesene Anwärter, und als bald darauf die altgermanistische Professur in Bern zu besetzen war, rückte Prof. Henzen in diese wichtige Stellung als Nachfolger von Singer/de Boor nach. Mit zäher Schaffenskraft und überlegenem Können hat er — gesundheitlichen Gefährden zum Trotz — die Anforderungen dieses neuen Amtes erfüllt und hat während einer Lehrtätigkeit von beinahe zwei Jahrzehnten auch bei seinen Berner Studenten das hohe Ansehen gewonnen, das ihm die Wissenschaft längst zuerkannt hat; dazu aber hat er durch sein stets kritisch-waches und zugleich teilnehmend-freundliches Urteil die Liebe seiner Schüler gewonnen.

Sie und die ihm nicht minder zugetanen befreundeten Kollegen bedauern es aufrichtig, daß Herr Henzen letztes Jahr von seiner geliebten und erfolgreichen Hochschullehrertätigkeit Abschied nahm. Sie alle, und mit ihnen alle Schweizer Sprachfreunde, gratulieren ihm nun herzlich zu seinem 70. Geburtstag und wünschen ihm Gesundheit und gute Kräfte für ein Weiterwirken auf dem ihm anbefohlenen und bestvertrauten Bereich unserer deutschen Muttersprache.

Prof. Dr. Paul Zinsli

Wie sollen wir deutsch reden?

Von Hans-Martin Hüppi, Zürich/Bern

Herr Hüppi plant ein Büchlein über Sprechen und Sprecherziehung, und der Sprachverein möchte es in seiner neuen Reihe der „Schriften“ herausbringen. Es soll darin von den Formen des Gesprächs und der Rede, vom Zuhören und vom Vorlesen, von sprecherischer Stimmbildung und andern die Rede sein, und dabei wird immer besonders auf die Schwierigkeiten, die sich uns Deutschschweizern stellen, Bedacht genommen. Wir freuen uns, den Lesern des „Sprachspiegels“ hier eine Kostprobe daräus bieten zu können.

Die Schriftleitung

Wie sollen wir deutsch reden? Wie sollen wir die Sprache, die doch unsere Muttersprache ist, zum Tönen bringen? Die Frage bewegt uns immerfort. Nicht nur uns Leser des „Sprachspiegels“, nicht nur jene Leute, die mit besonderer Ehrfurcht an die Sprache denken, sondern alle Schweizer. Sogar Blätter wie der „Nebenspalter“ suchen drum nach einer Antwort. So einfach wie ein Rezept

im Kochbuch läßt sich die nicht geben; zuletzt bleibt sie dem Augenblick und der Lage überlassen. Zeigen kann man nur die Wege, auf denen sie sich findet. Das sei hier versucht.

Die Sprache ist uns nicht angeboren. Sie will gelernt sein. Ihre Anfänge erwerben wir als Kinder leicht; die Sprache der Denker und Dichter, die Sprache der Bibel, des Rechts, die Bildungssprache erst später und schwer. Witze im Wirtshaus versteht ein jeder, zu Goethes und Hölderlins Versen steht das Tor nicht allen offen. Für den Schweizer ist der Weg dahin noch weiter. Dem wenig Begabten und Faulen bleibt die Bildungssprache immer fremd. Kein Wunder, wenn er ihr mißtraut. Daß die Sprache unserer Dichter, die Sprache des Gesetzes eine fremde Sprache sei, glauben wir ihm dennoch nicht. Denn was ihn quält, macht die andern reich. Ihr Denken befruchten beide Formen unsrer Muttersprache. Sie sind dem Deutschen überlegen, der nur eine kennt. Weil sie den Widerstand der Sprache spüren, wachsen sie an ihr. Die Worte gehen ihnen nicht leicht vom Munde und laufen ihrem Denken nicht davon. Das behütet vor Geschwätz.

Was wir hier allzu grob unterschieden haben — Alltags- und Bildungssprache — stuft sich in Wirklichkeit mannigfaltig ab. Auch die Mundart lebt vom Wort der Dichter und ist nicht nur Alltagsprache, so wenig wie das Hochdeutsch nur Bildungssprache ist. Beide durchdringen und mischen sich auch. Im Deutsch, das unsre Schulen brauchen, leben viele Wörter der Mundart, und in jene dringt das Schriftdeutsch unaufhaltsam ein. *Pack* für Paket und *Knopf* für Knoten, *Velo* für Fahrrad und statt Frühstück *Morgenessen* brauchen wir ganz ungehemmt, so wie statt Anke *Butter* und statt Nidel *Rahm* uns auch geläufig sind.

Wie sollen wir denn nun deutsch sprechen? So wie uns der Schnabel gewachsen ist? Dann kämen wir gar nie zum Sprechen, sondern nur zum Blöken oder Schreien. Sollen wir immer reinstes Hochdeutsch sprechen wie der Mime in der klassischen Tragödie? So fragen heißt antworten: es wäre, als ob wir ständig auf Kothurnen, das heißt auf Stelzen gingen. Die Auskunft, daß man natürlich reden solle, ist zwar gut gemeint, allein sie hilft nicht viel. Natürlich ist das Stöhnen, das Blöken, Schreien und Geröhr. Die Sprache ist vom Geist geformt, auf die Natur kann der Sprecher nicht vertrauen.

Der Knoten läßt sich nicht durchhauen. Wir müssen ihn sorgfältig lösen und die Gedanken prüfen, die uns beim Sprechen leiten können.

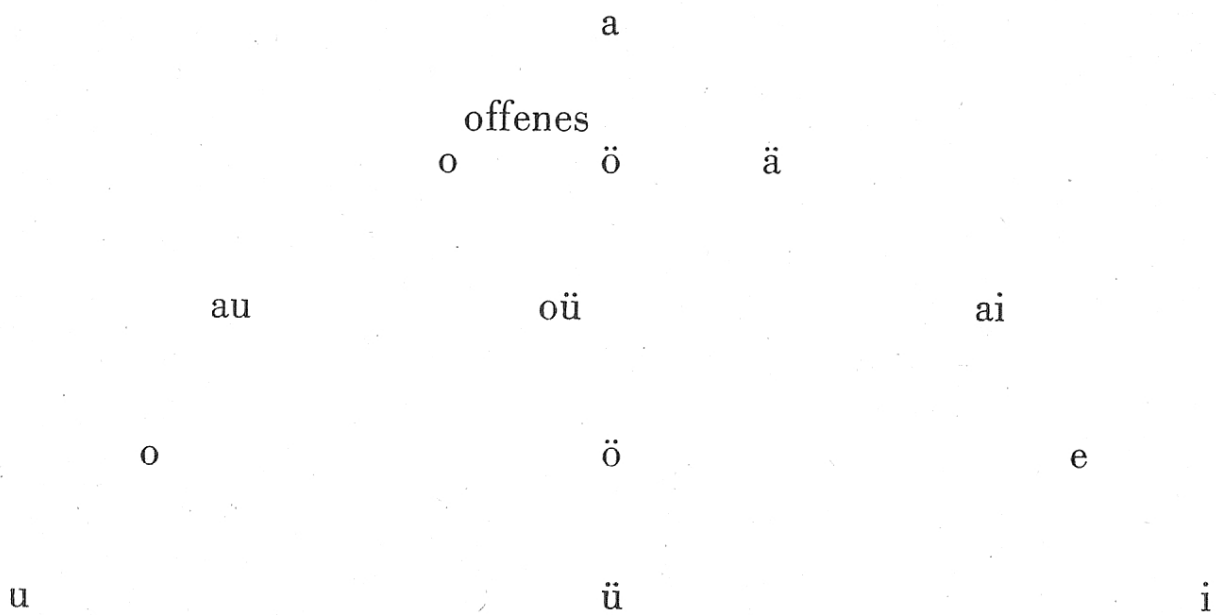
Ein Gedanke mag noch so schön gedacht sein — wie er zum Munde herauskommt, davon hängt alles ab. Da, wo das Gedachte Gestalt annimmt, muß es sich bewähren. Diese Klippe nun sollen die Ausspracheübungen überwinden helfen. Sie sollen dem Gedanken zur angemessenen Gestalt verhelfen. Das ist ihr eigentlicher Zweck. Daß sie ihm nicht immer gerecht geworden sind, weiß man. Weit öfter führten sie vom Geist der Sprache weg, als sie zu ihm hinlenkten, denn über der Gestalt gingen meist die Gehalte vergessen. Man denke nur an die Übungen eines ältern Sprecherziehers: „Klöster krönen öde Höhen, Mönch und Nönnchen stöhnen tröstend...“ Angehende Sänger und Stimmkranke mögen solchen Scheinsinn lallen; sprechen lernt man daran nicht. Dieser Verirrungen wegen aber alle Ausspracheübungen zu verdammen, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Die folgenden Überlegungen sollen den rechten Weg suchen helfen.

Gerne denkt man sich die Rede aus einzelnen festumrissenen Lauten, wie die Schrift aus Buchstaben, zusammengesetzt. In Wirklichkeit gleicht sie weit eher einem Strom, dessen Lauf nur durch eine Reihe von Grenzmarken festgelegt wird. Das gleiche Wort kann einmal so, einmal anders klingen, einmal den, einmal jenen Sinn tragen. Wieviel verschiedene Gefühle bergen sich hinter einem einfachen „Du“ — und wie verschieden wird es auch gesprochen! Physikalisch reine, immer gleiche Laute gibt es darum nicht. Ein *a* zum Beispiel klingt immer wieder anders, einmal dumpfer, einmal heller, einmal gehoben, einmal gedrückt. Es ist darum schwer, die Laute einzeln zu fassen und zu beschreiben. Nur wenn wir vom Ausdruck absehen, gelingt es, jene geistigen Merkmale, jene Grenzmarken abzusondern, welche die Wörter unterscheiden: *Rosen* — *Rasen*, *lesen* — *lasen*. Erst wenn wir die kennen, wissen wir, wie das *a* gesprochen werden will, um sich vom *e* und *o* zu unterscheiden. Diese Lautmale sind gestaltlose Begriffe, abgezogen von tausend verschiedenen wirklichen Klängen. Wer reines Deutsch sprechen will, plage sich darum nicht mit einzelnen Tönen oder Geräuschen. Er muß ein Gefühl für den Zusammenhang und die Unterschiede zwischen den Lautmalen erwerben.

Daher bleibt es auch gleichgültig, wie die Laute hervorgebracht werden. Der Hörer muß sie nur richtig unterscheiden können. Wo wir dennoch beschreiben, wie ein Laut zu bilden sei, so geschieht dies nicht um der Sprache, sondern um der Stimme willen.

Das deutsche Lautgefüge umfaßt dreißig Lautmale. Wir ordnen sie nach ihrer Bildung:

Mit klingender Stimme und wenig oder gar nicht gehobener Zunge bringen wir die *Vokale* hervor:



Die übrigen Laute heißen *Konsonanten*:

	Nasenlaute	Verschlußlaute		Reibelaute		Fließlaute	
		weich	hart	los-	stimmhaft		
Lippen	m	b	p	f	w		
Vorderzunge	n	d	t	s	sch	z	l r
Hinterzunge	ng	g	k	(i)ch	j		R
Kehle			'	h			

z bedeute hier das stimmhafte s, r das Zungen- und R das Zäpfchen-r, ou den vom offenen o ausgehenden Zwiellaut und ' den Neueinsatz der Vokale.

Die Lautfolge *m - u - s - t - e - r* ergibt noch so schnell gesprochen niemals das Wort „Muster“. Die Laute stehen eben nicht allein, sondern verbinden und bestimmen sich gegenseitig. Wilhelm von Humboldt bemerkt hiezu: „Die Theilung der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofern man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegenseitig, daß sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen.“ „Die consonantisch gebildeten articulirten

Laute lassen sich nicht anders als von einem Klang gebenden Luftzuge begleitet aussprechen“, und „genau genommen können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstoßes...“ Wer richtig sprechen will, darf sich nicht nur um die einzelnen Laute kümmern, er muß auch an die Regeln denken, die ihre Verbindung bestimmen. Im Worte „kommt“ zum Beispiel ist zwischen *m* und *t* ein *n* zu sprechen und nicht ein *b*, also „kommnt“, nicht „kommbt“. Manche Laute färben auch auf ihre Nachbarn ab. „Ober“ und „Oper“ unterscheiden sich nicht nur durch den Lippenverschluß, der einmal weich und stimmhaft gelöst, das andere Mal gesprengt und behaucht wird. Auch das vorhergehende *o* wird durch den Verschluß und seine Öffnung verändert. Vor dem *b* schwillt es sachte an und ab, vor dem *p* schwillt es nur an und reißt dann plötzlich ab. Die Sprechorgane stehen darum auch niemals in bestimmten Stellungen fest, sondern bewegen sich stetsfort. Während wir einen Laut hören, greifen sie schon nach dem nächsten und übernächsten. Am deutlichsten zeigt das der Röntgenfilm. Wir üben deshalb nie Lautstellungen, sondern immer Sprechbewegungen, Lautgriffe.

Das deutsche Lautgefüge, wie wir es dargestellt haben, ist keine Konstruktion der Sprachwissenschaftler. Seine Geschichte ist so alt wie die der deutschen Sprache selbst. Alle großen Dichter haben daran mitgewirkt. Luther folgte dem Deutsch der sächsischen Kanzlei. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bemühte man sich deshalb in Deutschland, wie die Sachsen zu sprechen. Erst der Ausgang des Siebenjährigen Krieges zerstörte ihr Ansehen. Niederdeutschland, dem das Hochdeutsche ursprünglich fremd gewesen, wurde nun zum Vorbild. Goethe sagt dazu: „Die Aussprache der Niederdeutschen ließ im ganzen wenig zu wünschen übrig; sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten.“ Andere deutsche Dichter empfanden ähnlich. Von Mörike erzählt Theodor Storm: „... In meiner Heimat, wo das Plattdeutsche der Volkssprache sich schärfer von der Schriftsprache scheidet, ist man nicht gewöhnt, einen derartigen Anflug von Dialekt in der Unterhaltung zu hören; auch Mörikes Gedichte, hatte ich sie nun laut oder leise gelesen, waren mir stets nur in meiner eigenen Sprache dagewesen. Nun hörte ich den Dichter selber in behaglichster Weise sich in der Sprache seiner schwäbischen Heimat ergehen, insbesondere beim Mittagstische im Gespräche mit seinem Jugendfreunde Hartlaub. Als ich ihm meine Gedanken

darüber kundtat, legte er zutraulich die Hand auf meinen Arm und sagte lächelnd: „Wisse Sie was? Ich möcht's doch nit misse.“ Später erzählt Storm dann von einer Vorlesung aus „Mozart“ und fügt ausdrücklich hinzu: „Mörrike las, wie es mir damals schien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verschwunden.“ Dieser Haltung des schwäbischen Dichters können auch wir Schweizer nacheifern.

Ursprünglich war es vor allem die Bühne gewesen, die eine einheitliche Aussprache forderte. Theodor Siebs kam jedoch einem Bedürfnis aller Gebildeten entgegen, als er 1898 die Regeln aufzeichnete, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet hatten. Sein Buch „Deutsche Bühnensprache“ gilt, von kleinen Änderungen abgesehen, heute noch. Andere Aussprachewörterbücher, etwa Duden, richten sich nach ihm. Freilich gelten seine Vorschriften nicht so unumschränkt wie die Rechtschreiberegeln. Wie wir sprechen, hängt immer von unserer Lage ab, von den Hörern und vom Gegenstand der Rede. Wie wir in jedem Augenblick die rechten Wörter und Wendungen suchen, so müssen wir auch jedesmal die richtige Form der Aussprache finden, weder zu nachlässig noch zu deutlich. Schon die kleinen Kinder tun das. Man höre sie nur: Sie sprechen rasch und flüchtig mit Gespanen in der Nähe, langsam und scharf ausgeprägt, wenn sie einen Entfernten rufen, sorgsam-nachdrücklich von ernstesten Dingen, locker und lässig in heitern Augenblicken. Was sie können, müssen wir wieder lernen. Siebs' Vorschriften sollen uns dabei helfen. Nicht als starre Regel, die uns jegliche Freiheit nimmt, sondern als Leitfaden, der in jeder Lage richtig angewendet sein will.

Siebs beschrieb die höchste und deutlichste Form der deutschen Lautung. Sie gilt überall da, wo große Dichtung gesprochen wird, sie gilt vor allem für das klassische Drama im Theater und für die kirchliche Liturgie. Für die Predigt und Schule, den Rundfunk und das Gespräch wäre sie zu deutlich und zu streng geformt. Hier wirkte das Hohe lächerlich. Einige von Siebs' Forderungen sind dem Schweizer auch fremd. Er wird sie der Dichtung zuliebe übernehmen, im Alltag und in der Schule aber gerne übergehen. Mit Recht. Siebs selber schreibt dazu (15. Auflage 1930): „Wollen wir aber die einzig mittelbar zu verwendende Richtschnur, die über den Mundarten stehende Kunstausssprache der Bühne, für alle deutschen Schulen brauchbar machen, so kann es nur mit der Einschränkung geschehen, daß größere mundartliche Gebiete für die Schule diejenigen Forderungen aus der Bühnensprache nicht zu

übernehmen haben, die dem heimatlichen Gebrauche allzustark widerstreben und als geziert und unnatürlich empfunden werden müssen.“

Mancher Schweizer verwechselt die reine Lautung, die wir fordern, mit dem schnoddrigen Ton, den man in Deutschland manchmal hört. Schon Friedrich Nietzsche hat ihn wahrgenommen: „Etwas Höhnisches, Kaltes, Gleichgültiges in der Stimme: das klingt jetzt den Deutschen ‚vornehm‘ — und ich höre den guten Willen zu dieser Vornehmheit in den Stimmen der jungen Beamten, Lehrer, Frauen, Kaufleute; ja die kleinen Mädchen machen schon dieses Offiziersdeutsch nach. Denn der Offizier, und zwar der preußische, ist der Erfinder dieser Klänge.“ Ist es nötig zu sagen, daß diese preußische Sprache sich weiter vom reinen Deutsch entfernt als die unbeholfene Rede mancher Schweizer?

(Fortsetzung folgt)

Die Sprache im Dienste der Außenpolitik

Von Peter Rechsteiner

Frankreichs Außenministerium verfügt über eine „Abteilung für kulturelle und technische Angelegenheiten“. Diese hat 1959 einen ersten Fünfjahresplan auszuführen begonnen, einen „plan d'expansion culturelle“ (Plan für kulturelle Ausbreitung). Seit 1964 läuft der zweite Fünfjahresplan. Es handelt sich um ein Unterfangen großen Ausmaßes. Allein im Jahre 1964 wurden, trotz Sparmaßnahmen, 435 Millionen französische Franken aufgewendet.

Ein Großteil dieser Summe floß der halbstaatlichen „*Alliance française*“ zu, einer Vereinigung, die auch in der Schweiz tätig ist. Eine ihrer Hauptaufgaben ist die Veranstaltung von Sprachkursen. In der Schweiz kann darauf freilich verzichtet werden; denn im deutschen wie im italienischen Landesteil ist das Französische obligatorische Fremdsprache der höheren Volks- und aller Mittelschulen. Die *Alliance française* hat größere Ziele im Auge, als einfachen Leuten, die in den Schulen aus irgendwelchen Gründen keine oder nur mangelhafte Französischkenntnisse erwerben konnten, unter die Arme zu greifen. Sie wendet sich vielmehr an die